



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Von unsern guten Freunden, den Schweizern.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Von unsern guten Freunden, den Schweizern



or wenigen Monaten setzte der Herausgeber der Genfer Bibliothéque Universelle die Welt mit der Entdeckung in Erstaunen, daß Europa nur einen einzigen kranken Fleck besitze, dessen Heilung die Zeit des ewigen Friedens heraufführen würde: Elsaß-Lothringen. Deutschland gebe die im Kriege gewonnenen — Herr Talliét ist zu höflich, zu sagen geraubten, im Tone seines Artikels liegt aber dieses Wort, man hört es durch — also die gewonnenen Lande heraus, die deutsch nur durch die Thatsache eines Kriegs, französisch im Herzen und in der Hoffnung sind, und es wird sich alles, alles wenden. Heute bringt uns das verständigste Blatt des Waadtlandes und des bildungsberühmten Lausanne in einem Artikel aus der Feder des philosophischen und soziologischen Politikers Charles Secrétan denselben Gedanken. In kleiner Münze prägt die Gazette de Lausanne wie ausnahmslos alle Blätter des radikalen Kantons und überhaupt fast alle der französischen Schweiz die Gehässigkeit gegen Deutschland gewohnheitsmäßig aus; nur das bedeutendste von ihnen, das Journal de Genève, behandelt uns mit Achtung, dann und wann sogar mit Sympathie, ohne dabei von Anwandlungen von Voreingenommenheit ganz frei zu sein. Der Artikel vom 10. Mai, den wir im Auge haben, ist jedoch eine beachtenswertere Leistung. Wenn er auch nicht von der Pariser Presse als Ausdruck der Ansicht von Leuten verbreitet wurde, die „naturgemäß unparteiisch zwischen Frankreich und Deutschland stehen,“ könnte er uns doch interessiren als treue Spiegelung der Auffassung deutscher Verhältnisse bei der großen Mehrheit der Gebildeten in dem bekanntlich gar nicht unwichtigen französischen Winkel der Schweiz. Wir meinen aber, daß noch mehr in dem Artikel und seinesgleichen liege, und daß er Lehren berge, gegen die wir uns nicht deshalb verschließen sollten, weil sie vielleicht etwas bitter sind.

Der Inhalt des Laufanner Artikels ist nirgends neu und läßt sich in wenige Sätzen zusammenfassen: Seit 1871 lastet eine Spannung über Europa, die auf die Dauer unerträglich ist. Kriegsrüstungen erdrücken die Großstaaten und zwingen die kleinen zu Ausgaben außer Verhältnis zu ihrer Stellung. Unnatürliche Bündnisse entsprechen der künstlich aufrecht erhaltenen Unsicherheit, dem unnatürlichen Mißtrauen zwischen Staaten derselben Familie, wie Italien und Frankreich. Länder wie Frankreich und Deutschland, von denen die Menschheit soviel zu fordern hat, sind verhindert, den Aufschwung zu nehmen, zu dem sie fähig wären. Und das schlimmste: das edle freie Frankreich hat sich in die Arme Rußlands gestürzt! Und das alles um Elsaß-Lothringens willen. Deutschland ist es, das grausame Deutschland, das Frankreich gezwungen hat, sich an Rußland anzuschließen und diesem die Entscheidung über den europäischen Frieden in die Hand zu geben. Als es Elsaß-Lothringen nahm, täuschte es sich über die Wirksamkeit des Rechtes der Eroberung, die in unsern Zeiten — gerade seit 1871! — abgenommen hat. Weder mit Milde noch mit Strenge hat es sich die alten deutschen Gebiete zu versöhnen gewußt. Es wäre ja eine Erleichterung für Deutschland wie für Frankreich gewesen, wenn es gelungen wäre. Aber thatsächlich besteht die größte Abneigung auf seiten der Elsaß-Lothringer fort, und darin liegt die Gefahr der Lage, die nur Deutschland zu beschwören vermag, indem es irgendwie auf seine Eroberung verzichtet.

Die Fehler dieser Beweisführung sind so offenkundig, daß ein paar Worte genügen, sie zu zeigen. Es ist falsch, von dem Druck der unsichern Lage Europas wie von etwas neuem, unerhörtem zu sprechen. Es hat Zeiten viel größerer Schwierigkeiten gegeben, wo die Unsicherheit schwerer lastete. Brauchen wir zurückzugehen auf die Jahre der Julirevolution, auf die belgischen Wirren, auf die Aufwerfung der ägyptischen und der Rheinfrage 1840, auf die Sonderbundszeit oder die Umsturzjahre? Es liegt viel näher, an die Beunruhigungen der zweiten napoleonischen Regierung in Frankreich zu denken, die 1860 und 1861 nicht bloß Europa im allgemeinen, sondern ganz besonders die Schweiz trafen. Preußen hatte 1857 die Schweiz beruhigt, indem es dazu beitrug, den Neuenburger Fall aus der Welt zu schaffen, Frankreich nahm ihm kurz darauf durch die Annexion Savoyens die gute Grenze, die ihm die 1815er Verträge gewährt hatten. Neuenburg ist vernarbt, die savoyische Wunde ist offen, Frankreich hat sich ganz abgeneigt gezeigt, der Schweiz in dieser Sache entgegenzukommen, aber diese gerechtigkeitsliebenden Republikaner sehen den Balken nicht, der ihnen tagtäglich vom jenseitigen Ufer ihres Sees ins Auge sticht, sie ziehen es vor, sich mit dem Splitter weit von ihnen zu beschäftigen. Ganz natürlich, der Balken ist französisch, da heißt es Rührmichnichtan! und der Splitter ist deutsch.

Eben so falsch ist die Behauptung, Elsaß-Lothringen sei der wunde Fleck,

nach dessen Heilung Europa gefunden werde. Es fällt schwer, an die Aufrichtigkeit eines Politikers zu glauben, der dies in einem Augenblick ausspricht, wo Bulgariens, Serbiens, Rumäniens Stellung zu den Mächten des Ostens ebensoviel Probleme der schwierigsten Gattung bietet, wo Italiens Lage gegenüber Biserta so ist, daß eine Weiterentwicklung ohne Gefahr ganz unmöglich erscheint. Wir schweigen von Ägypten und Marokko, von der Gefahr des Umsturzes in Spanien oder Portugal oder beiden, die durch französische Wühlereien heraufbeschworen ist. Aber wir erinnern an das Problem des populationistischen und wirtschaftlichen Anwachsens der Vereinigten Staaten und Rußlands, das unaufhaltsam ist, und der Einengung der Märkte in der ganzen Welt, lauter Dinge, die in enger Verbindung mit den Erschütterungen der europäischen Gesellschaftsordnung stehen. Man muß die Nadel im Heuhaufen finden wollen, wenn man angesichts dieser und so vieler andern Schwierigkeiten nur immer von Elsaß-Lothringen spricht. Über diese Einseitigkeit sind selbst französische Politiker von weiterm Blick hinaus, warum nicht Schweizer, die die Sache gar nichts angeht?

Es ist endlich falsch, die Unversöhntheit der Elsaß-Lothringer als Tatsache anzunehmen, aus der man die Notwendigkeit der Rückgabe folgert. Hunderttausende leben im Reichslande, die die Rückgabe als Schmach und Gefahr empfinden würden, und nicht bloß Altdeutsche; noch mehr hunderttausende von Bauern, Bürgern und Beamten wollen nichts vom Protest hören, leben glücklicher und zufriedener unter deutscher Verwaltung, als sie unter französischer gelebt hatten, und wenn es ihnen unbequem ist, laut zu rufen: Wir wollen deutsch sein! so sind sie doch nicht die Thoren, die wieder französisch sein möchten. Solche muß man an andern Stellen suchen: bei den Ultramontanen und radikalen Intransigenten, bei den Notabeln, bei den gebornen Franzosen, bei den Schwärmern für die Republik und bei heimatlosen Zeitungsschreibern. Auf solche Gruppen, und wenn sie sich noch ein Jahrhundert lang Wahlmehrheiten erwählten und erschwächten, gründet man keine weltgeschichtliche Aktion, um ihres Beifalls willen dürfte noch keine dürre Tanne des Wasgaus hingegeben werden. Der Dank bestünde in einem Hohn-gelächter. Wer die Weltgeschichte nicht wie ein Theaterstück ansieht, wo der Zuschauer der Illusion zuliebe glaubt, was ihm die Bühne zeigt, der sucht den Boden, worauf er steht und stehen zu bleiben entschlossen ist, nicht auf der Spreu der Wahlmehrheiten, sondern auf dem breiten, zuverlässigen Grunde des arbeitenden Volkes. Dieses gewinne er sich, auch wenn es nicht mitwählt, und lasse sich nicht von der geringsten Regung der Ungeduld beirren. Die Zeit ist nichts im Vergleich mit der Stetigkeit des Wollens, das endlich doch immer ans Ziel gelangen muß. Die Herren in Genf und Lausanne haben eine viel zu geringe Vorstellung von der Einsicht und der Willenskraft, die wir an die elsässisch-lothringische Aufgabe setzen. Unbegreiflich ist es von

ihnen, zu glauben, es sei im geringsten etwas vom politischen Theaterpiel in unserm dortigen Thun, es sei uns nicht blutiger Ernst um dieses schwere Werk; sie ahnen daher auch gar nicht, wie thöricht ihre Phrasen und wie leichtfertig sie selbst uns vorkommen.

Es wäre sehr seltsam, wenn ihnen die Einsicht in diese Dinge ganz fehlen sollte. Die beiden Zeitschriften, um die es sich hier handelt, sind über den Verdacht erhaben, bezahlte Lügenverbreiter und Friedensstörer zu sein, an denen es sonst in der Presse der französischen Schweiz so wenig wie in der belgischen und sonstwo fehlt. Was täuscht nun ihre Herausgeber, die beide Deutschland kennen? Charles Secrétan verdankt sogar der deutschen Wissenschaft sein bestes und hat früher nicht gezögert, es anzuerkennen, und enge Bande knüpfen ihn persönlich an Deutsche. Seine Haltung wäre unbegreiflich, wenn sie vereinzelt wäre. Aber er spricht ja nur das Geheimnis seiner ganzen kleinen Welt aus, wenn er seine Abneigung gegen Deutsche und Deutschland im philosophisch-politischen Gewande schlecht verhüllt zu Markte trägt. Andre sind offener und gehen mit der Sprache brutal heraus. Die deutschen Angelegenheiten werden von ihnen in den Blättern der französischen Schweiz — die Ausnahme ist genannt — mit derselben Gehässigkeit, aber durchaus mit weniger Geschick und Sachkenntnis als in den großen Pariser Zeitungen behandelt. Es ist ein bedenkliches Zeichen, daß die verbreitetste, kleinste und schlechteste Presse darin am weitesten geht. Deutsche Familien, die an den freundlichen Gestaden des Genfer Sees ruhige Monate zu verleben gehofft hatten, habe ich empört gesehen über die Lügen und Verleumdungen, die tagtäglich das *Feuille d'Avis* und die *Estafette*, die beiden Lausanner Lokalblätter, über deutsche Personen und Zustände, besonders auch über den deutschen Kaiser und seine angeblichen lebensgefährlichen Krankheiten bringen. Die Masse und ein großer Teil der Gebildeten empfangen ganz falsche Vorstellungen von uns; man schildert uns als ein tyrannisirtes, halbverhungertes, am Rande des Umsturzes stehendes Volk, mit dem niemand sympathisiren könne, weil es bis in den Kern freiheitsfeindlich, brutal, besonders gegen Frankreich, und jeder edeln Regung bar sei. Daß nicht der einzelne Deutsche unter dieser systematischen Verleumdung leidet, erklärt sich teilweise aus einer gewissen Hartschlägigkeit der Einheimischen gegen Übertreibungen der schrankenlosen Presse, mehr aber daraus, daß die Schweiz das Gasthofsland ist, dessen Bewohner die Fremden nur nach dem Beutel, nicht nach dem Charakter beurteilen.

Wir sind überzeugt, daß die öffentliche Auflehnung der zahlreichen Deutschen, die in waadtländischen Hotels und Pensionen leben, gegen dieses System der Beschmutzung längst von Erfolg mit Rücksicht auf die Schonung des Fremdenverkehrs gewesen wäre; aber wir sind ja so tolerant, so geduldig! Vor ein paar Jahren, als einmal rasch hintereinander gar zu starke Beschimpfungen erschienen, wirkten mahnende Berichtigungen deutscher Gäste,

wiewohl sie nicht abgedruckt wurden, auf ein paar Tage mäßigend ein. Den Stoff zu diesem kleinen Krieg der Anschwärzung liefern die französischen Zeitungen zweiten Ranges vom Schlag der *France* und der Provinzialblätter; daß neben Deutschland nur Österreich und Italien gelegentlich ähnlicher Behandlung gewürdigt werden, zeigt, daß System in der Sache ist.

An unmittelbar höhere Beeinflussung von Frankreich her ist wahrscheinlich heute nur in kleinem Maße zu denken; daß aber die Schweizer Presse, auch die deutsch-schweizerische zum Teil, dem elsässischen Protest und seiner französischen Paten- und Gönnerschaft dient, ist bekannt, und die Spuren der von irgendwem gelieferten „Waschzettel“ sind in den Verleumdungen, die wie auf Kommando ertönen, nicht zu verkennen. Wie weit die deutsche Gesandtschaft in Bern diese Dinge beachtet, ist uns nicht bekannt; zu übersehen sind sie nicht, und sie verdienen auch nicht totgeschwiegen zu werden. Sie bilden ein Glied in dem Dornenkreis internationaler Herabsetzung, den Franzosen und mehr noch Franzosenfreunde um unsre Grenzen legen, dem Gegenteil der leuchtenden Ruhmeskränze, die sie nicht müde werden Frankreich zu flechten.

Warum findet diese niedrige Anfeindung nun gerade in der französischen Schweiz so fruchtbaren Boden? Es liegen hier besondere Gründe vor. Die große allgemeine Abneigung gegen Deutschland, der man in der Mehrheit der deutsch-schweizerischen Bevölkerung begegnet, wo sie aber weder so akut noch so systematisch ist, ist auch in ihr vertreten. Auf ihre sehr verschiedenen Gründe und ihr teilweise widerspruchsvolles Wesen können wir hier nicht eingehen, sie unterscheidet sich aber im tiefsten Grunde von der der französischen Schweizer darin, daß jene nur einen Deutschen, den des Reiches, nicht mag, diese aber zwei, den Deutschen im allgemeinen und den deutsch-schweizerischen Nachbarn im besondern, den Berner im allerbesondersten. Nur der harmlose Fremde glaubt an die Aufrichtigkeit der auf Schützenfesten und andern durch den Austausch banaler Redensarten ausgezeichneten Vereinigungen kundgegebenen Freundschaft zwischen deutschen und wälschen Schweizern. Wer etwas tiefer blickt, dem fällt eine Menge von Differenzpunkten ins Auge, und wer mit Menschen von beiden Seiten genauer verkehrt hat, der weiß, daß ein Riß zwischen beiden Völkern durchgeht, der an die Klüfte im festesten Gestein ihrer Berge erinnert: an der Oberfläche so eng, daß man keine Messerspitze zwischen sie drängen zu können meint, dafür aber den ganzen Berg durchsetzend und bereit, bei einer Katastrophe zur bergtiefen Schlucht sich zu erweitern. Was die beiden verbindet, ist in allen Fällen die politische Interessengemeinschaft und in wenigen Fällen die Gemeinsamkeit einer jahrhundertelangen Geschichte. Genf, das alte Glied der Eidgenossenschaft, steht anders zu den deutschen Kantonen, als die bis zur französischen Revolution von Bern als erobertes Land behandelte Waadt. Die Genfer, das ist sehr lehrreich, be-

haupten denn auch, den Deutschen im allgemeinen sympathischer gegenüberzu- stehen als die Waadtländer, die noch bei allen, auch den festlichsten Gelegen- heiten la rude patte de l'ours de Berne, die sprichwörtlich ist, grollend zitiren und ihrem von den Berner Herren geköpften Major Davel ein demonstratives Andenken bewahren. Noch vor Wilhelm Tell, dessen Denkmal nur französischer Mangel an geschichtlichem Sinn gerade nach Lausanne stiften konnte, wird Davel sich im Denkmal erheben, vor dem die Waadtländer sich an die Berner Bögte, die Berner sich daran erinnern werden, daß die Waadt die Franzosen mit offenen Armen als Befreier aufnahm und damit einen der schlimmsten Schläge gegen die alte Eidgenossenschaft führte. Im öffentlichen Leben bringt der Partikularismus der Waadtländer und die Neigung ihrer Presse, mit den Bernern anzubinden, den alten Groll gelegentlich zum Ausdruck, und wer die matte, halbe Mitfeier des Jubiläums der Eidgenossenschaft voriges Jahr in den kleinern Orten des Waadtlandes mit ansah, merkte, wie weit diese Fran- zosen sich von den Deutschschweizern selbst an solchen höchsten Festtagen entfernt fühlten. Aber viel tiefer reicht die Abneigung im Volke, in der Gesellschaft, wo sie genährt wird durch die immerwährende massenhafte Zuwanderung von deutschschweizerischen Handwerkern und Diensthöten in die schönen, ihre Bevölkerung langsamer vermehrenden Kantone des Westens! In der nächsten Generation sind diese Zuwandrer französisirt und steigen langsam in höhere soziale Schichten auf, während andre „Allemands,“ die das Volk nicht von uns andern Deutschen unterscheidet, in ihre Stellen rücken. Weit verbreitet ist der Meid auf diese armen, fleißigen, eigensinnigen, plumpen Mitbürger. Aber man braucht sie; jeder zweite Handwerker trägt in den Städten der Waadt, Neuenburgs u. s. w. einen deutschen Namen, und meist mit Ehren. Die letzte Zählung hat in Genf und der Waadt ein Zehntel, in Neuenburg ein Viertel der Bevölkerung als deutsch erwiesen.

Die Deutschschweizer kennen ihre wälschen Mitbürger auch von dieser Seite gut genug, und nur die Phrasenhelden geben sich den Anschein größter Harmlosigkeit. Sie wissen auch, daß die Waadtländer in der Politik unsicher sind, und daß ihr lauter Radikalismus sie nicht hindert, mit den Ultramon- tanen zu gehen, wenn sie zentralistische Gelüste wittern. Als Soldaten zeichnen sie sich durch minder strammes Wesen aus, und ihre Offiziere bemerken nicht ohne Eifersucht die Tendenz der deutsch-schweizerischen Kameraden, die ihnen tiefverwandte deutsche Strammheit nachzuahmen. Wer eidgenössische Truppen mit dem Auge des Soldaten betrachtet, der findet in den deutschen Bataillonen den festern Tritt, die stolzere Haltung, den dichtern Schluß des waffenfrohen Landsknechts, in den wälschen immer etwas von der französischen Schlappheit. In der Ausgestaltung des heutigen Bundes ist das deutsche Element überall das führende geblieben, so wie es im historischen Sinne den Grundstein zu dem merkwürdig interessanten Bau gelegt hat; mit bewundernswertem Geschick

hat es dabei überall die Empfindlichkeit des wälschen Mitbürgers wenigstens an der Oberfläche zu schonen gewußt.

Dieser empfindet aber wohl, daß er in diesem nach Ursprung und Art so germanischen Staatsgebäude nie ganz daheim sein kann, und schenkt den großen Rest von Liebe, die für seinen Miteidgenossen zuviel ist, dem großen Bundesvolke im Westen. Der französische Schweizer ist der wärmste Freund Frankreichs, in vielen Dingen ebensosehr Franzose als Schweizer, in manchen noch mehr Franzose als Schweizer. Dorthin zieht ihn sein Herz, hier ist er mit dem Verstande. Und der Deutschschweizer, der daselbe Bedürfnis des seelischen Absentismus nicht empfindet, sondern sich als Herr in seinem Hause ganz behaglich fühlt, weiß dieses Gefühl zu schonen. In seiner eignen Neigung zu Frankreich, in seiner für uns so abstoßenden Kühle gegen Deutschland liegt nicht bloß die nationale Charakterlosigkeit, die den Deutschen so leicht befällt, sondern auch ein politisches Motiv: wenn er anders fühlen oder sprechen wollte, würde er seinen französischen Mitbürger noch mehr nach der französischen Seite treiben. Und wir Leute des Reiches sind die Opfer dieser überzwerchen Verhältnisse. Der französische Schweizer wirft den Haß auf uns, den er seinem deutschen Miteidgenossen nie ganz zeigen darf, und der deutsche Schweizer findet sich verbunden, uns den Rücken zu kehren, damit er bei jenem nicht anstoße. Wer hat das nicht schon im sozialen Leben durch alle Höflichkeit und selbst Vertraulichkeit dort durchfühlen müssen? Da mag man es zu übersehen scheinen. Wenn aber unsre öffentlichen Angelegenheiten aus dem neutralen Winkel heraus so vergiftend beurteilt werden, wie die elsass-lothringischen Angelegenheiten in der französisch-schweizerischen Presse, da muß das Ungehörige ohne Rückhalt gerügt werden. Wir können vollkommen den Reiz der Kannegießerei in diesem sturmgeschütteten Winkel ermessen, der sich im heutigen Europa kein Volk mehr so naiv hingiebt wie die Schweizer. Aber wir haben auch die Pflicht, unsre Nachbarn, die ihre Lage vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß uns die Verträge, auf denen das deutsche Reich ruht, ebenso heilig sind, wie ihnen die Verträge, die ihre von uns nie bedrohte Neutralität gewährleisten. Der Schweizer, der sein Vaterland liebt, kann so wenig an jenen rütteln wollen wie an diesen. Kann er dem Drange zum Politisiren nicht widerstehen, so erwäge er, daß sich die Neutralität nicht erst im Kriege bethätigt, und wähle sich akademischere Gegenstände für seine Übungen auf dem Gebiete der theoretischen Politik.

